

Nr. 64. Bromberg, den 17. Juli 1924.

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

Einzig berechtigte Übersetzung von Julia Koppel.

1.

Es war Anfang Juni — die Saison hatte noch nicht recht begonnen, das „Grand Hotel Excelsior", das berühmte Badehotel, war erst halb besetzt, doch kamen mit jedem Tag neue Gäste. Jeden Nachmittag rollte der Hotelomnibus über den kiesbestreuten Hof und entlud Reisende nebst Gepäck. Meistens waren es Gäste, die sich auf einen längeren Badeaufenthalt eingerichtet hatten. Der Bahnhof lag eine Meile landeinwärts; an windstillen Tagen konnte man das Pfeifen der Lokomotive auf der Hotelterrasse hören und den Rauch wie einen weißen Streifen vor den fernen und bläulichen Bergabhängen liegen sehen. Vom Bahnhof hatte man eine hügelige und beschwerliche Fahrt durch den Wald, meistens Laubwald, und hin und wieder durch Wiesen- und Äcker. Es war ein ungewöhnlich kaltes Frühjahr, unruhige und dunkle Wolkenmassen zogen über den Himmel und sammelten sich zeitweise zu Gewitterformationen, jedoch ohne sich zu warmen und befreienden Regenschauern zu entladen. Fast war es, als ob tagein, tagaus ein eiskaltes Hagelwetter über der Erde hinge und den Einzug des Sommers verhindern wollte. In dieser kalten Luft aber wurde das Sonnenlicht auf seltsam glitzernde Weise gebrochen, wie die Reisenden bemerkten, die in dem großen, ratternden Motoromnibus saßen, das Licht hing wie Reif zwischen dem Laub. Der Laubwald aber und das üppige Buschwerk längs der Gräben, wo der Flieder schwer an den Zweigen hing, strömten doch Frühlingsduft aus, und die Reisenden atmeten ihn bewundernd nach dem Dunst des Stadtlebens. Als der Wagen sich dem Hotel näherte, konnte man den Geruch des Meeres bemerken, diese bittere und bezaubernde Würze von Strand und Tang, die ganz eigentlich Ausdruck des Sommers in Küstenländern ist. Das Hotel lag in einer großen Bucht, die weithin einen Arm nach Norden und einen nach Süden streckte. Fern am Horizont sah man eine Reihe Inseln wie eine gezackte Silhouette; an milden Abenden lag die Sonnenbrücke wie ein goldener Pfeil auf dem blauen Meer bis zum Bogen des Strandes.

Unter den fünf bis sechs Reisenden, die am 4. Juni mit dem Hotelomnibus kamen, war auch ein Herr in mittleren Jahren, der seinen Mitreisenden dadurch auffiel, daß er sich besonders heftig über das Wetter beklagte. Er sei hergekommen, sagte er, weil er sich auf die Reiseführer verlassen habe, die versicherten, daß in diesem herrlichen Lande der Sommer bereits Ende Mai in vollem Flor stehe. Und statt dessen fände er hier ein hundekaltes Aprilwetter, das seiner empfindlichen Konstitution sehr schlecht bekäme. Er duckte sich in einer Ecke des Omnibusses und wickelte sich in seinen Plaid ein, so daß nur Gesicht und Hände aus dem schottisch karrierten Stoff hervorsahen. Sein Gesicht war recht ungewöhnlich, schmal und sehr mager. Die Haut, die sich über dem scharfen Nasenrücken und den vorstehenden Backenknochen straffte, hatte jenen blankpolierten Glanz, der typisch bei Menschen, die lange in den Tropen gelebt haben. Das Haar, stark ergraut, fiel in seidenweichen Locken über die Ohren, sein Bart, der ganz schwarz war, hatte eine künstlerische, nachlässige Form, die Augen lagen tief und funkelten seltsam hinter den scharfen Brillengläsern, überhaupt verriet sein Gesicht Intelligenz, gleichzeitig aber eine Verfeinerung, die unwillkürlich und unklar aus welchem Grunde etwas unheimlich wirkte. Die rechte Hand, die den schottischen Plaid unterm Kinn zusammenhielt, war mager und ausdrucksvoll, eine nervöse Hand, an der ein schmaler Goldreif mit einem Brillanten funkelte. Der Mann sprach Englisch, doch mit einem seltsamen Akzent. Wenn er über die Kälte klagte, richtete er die Worte nicht an einen Bestimmten, und wenn einer der Mitreisenden ihm aus purer Höflichkeit antwortete, horchte er verwundert auf, als ob ein fremder und unerklärlicher Laut an sein Ohr schlüge.

Unter den Gästen, die an diesem Nachmittag zum „Grand Hotel Excelsior" kamen, war außerdem eine schwarzgekleidete Dame. Ihr zartes, blasses Gesicht war ernst und kummervoll; von dem breiten Rande ihres Hutes fiel ein Trauerschleier herab, ihre Gestalt war in einen eigenartigen, faltenreichen, seidenglänzenden Mantel gehüllt. Ihre rechte behandschuhte Hand ruhte auf dem Elfenbeingriff eines Sonnenschirms, der gegen ihr Knie gelehnt stand. Sie schien nicht mehr ganz jung, war aber noch sehr schön. Sie sprach mit niemandem, ihr Blick war fern und nachdenklich. Als der Wagen vor dem Hoteleingang hielt und einer der Herren ihr beim Aussteigen behilflich war, lächelte sie dankbar, ein ungewöhnlich hübsches Lächeln, das ihrem Gesicht im selben Augenblick einen durchsichtigen Glanz verlieh.

Der Hotelwirt, Herr Joachim Gaarder, empfing seine Gäste in der geräumigen Halle des Hotels. Das Hotel war in einem Gemisch von verschiedenen Stilen erbaut und von dieser unruhigen Mischung war auch die Halle geprägt: Nischen, Galerien, kunstfertig geschnitzte Säulen. In der einen Ecke war ein großer Kamin eingemauert, in dem Holzkloben heftig brannten und behagliche Wärme verbreiteten. Herr Gaarder stand auf einer der Stufen, die zum Salon führten, und dirigierte von dort aus mit diskreten Handbewegungen Portier und Hoteldiener. Zwischen den geschnitzten Säulen, langsam die ganze Länge der Halle durchschreitend, zeigte sich einen Augenblick Frau Alexandra Gaarder, die stattliche Wirtin des Hotels, die, wie es hieß, eigentlich die Seele des ganzen berühmten Hotelunternehmens war. Sie nahm einen raschen Überblick und verschwand darauf still hinter einer der Türen. Frau Alexandra zeigte sich nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten, und dennoch wußten alle Angestellten des großen Unternehmens, vom jüngsten Pikkolo bis zum hochwichtigen Küchenchef, daß ihrem scharfen Blick nichts entging. Ihr Mann, Herr Joachim, fühlte, daß sie hinter ihm den Säulengang passierte, und seine Anordnungen bekamen gleich einen Anstrich von schweigender Barschheit. Joachim Gaarder war etwa fünfunddreißig, hatte das vollendete Äußere eines Weltmannes, doch waren seine tadellosen Formen von einer gewissen Krampfhaftigkeit, die seine Herkunft verrieten. Seine Laufbahn hatte ihm ihr Gepräge gegeben; er gehörte jenem modernen, internationalen Hoteltyp an, der anfangs mit Telegrammen in den großen Hotels treppauf, treppab rennt, sich mühselig durch Jahre hindurch steuert und schließlich selbst dirigiert und mit unnahbarer Verachtung auf die Neuen herabsieht, die auf den Treppen beginnen.

Endlich waren die Gäste expediert und in ihren verschiedenen Zimmern untergebracht. Der verfrorene Engländer hatte ein Zimmer in einem Seitenflügel bekommen, Nummer 122, und auf der Fremdentafel wurde sein Name aufgeschrieben: Dr. Patrick Arran, Naturforscher. Das Zimmer ging zum Meer hinaus. Die Balkontür stand offen. Der Diener, der sein Gepäck nach oben getragen und bemerkt hatte, wie der Engländer in Plaids eingehüllt war, fragte, ob er Feuer im Kamin machen sollte: Dr. Arran aber verneinte. Ob er die Balkontür schließen sollte? Nein, danke. Darauf zog der Hoteldiener sich zurück.

Dr. Arran trat auf den Balkon. Er war jetzt barhäuptig und der Wind spielte mit seinen seidenweichen Locken. Lange verweilte er draußen und blickte sich um. Fast schien es, als wollte er sich die Umgebung genau einprägen. Zuerst nahm er in Augenschein, was er vom Hotel sehen konnte. Mit den vielen Fenstern lag es wie in einem Schatten von Kälte. Dicke, graue Wolkenmassen hatten jetzt den ganzen Himmel überzogen. Der Wind riß an den gestreiften Markisen längs der Fassade und zerrte an den Fransen, es war, als ob der erste kalte und unbarmherzige Herbststurm über die Erde fuhr und in den Kronen der Bäume rauschte; die Landschaft lag in diesem düsteren Tagesschein öde und traurig da, das Meer schlug kalt und klirrend gegen die Steine des Strandes.

Dr. Arran trat wieder ins Zimmer zurück, legte den schottischen Plaid über einen Stuhl und öffnete seine kleine Toilettentasche aus gelbem Schweinsleder. Er begann sein Haar vorm Spiegel zu ordnen. Plötzlich aber hielt er inne und lächelte seinem eigenen Spiegelbild zu. Es war, als ob zwei Menschen sich wiedererkennend grüßten — der Mann im Zimmer und das Gesicht in der grünen Tiefe des Spiegels. Das Lächeln war unbeschreiblich triumphierend und schadenfroh. Da nickte der Mann im Zimmer und das Gesicht im Spiegel nickte ebenfalls, und plötzlich fielen Herrn Arran die rätselhaften Worte ein:

„Der Tod ist im Hotel eingekehrt."

Im selben Augenblick ertönte der Gong, ein wehmütiger, melodiöser Klang erst fern, dann näher, bis er wieder hinstarb, wie der Ton einer Nebelglocke auf dem öden Meer.

2.

Obgleich „Grand Hotel Excelsior" ein Haus allerersten Ranges war, das sogar im Baedeker zwei Sterne hatte, war das Leben doch zwanglos, wodurch die Vornehmheit des Hotels vielleicht noch gehoben wurde, in einer Zeit, in der übertriebener Luxus sich überall breitmachte. Die Gäste des Hotels wurden auf diskrete Weise gesiebt. Wer nicht vorher angemeldet war, konnte nicht ohne weiteres Einlaß bekommen. In den Prospekten stand ausdrücklich, daß um vorherige Anmeldung gebeten wurde. Dadurch konnte man Platzmangel vorschützen, wenn Gäste nicht willkommen waren. Auf diese Weise hatte „Excelsior" sich von lärmendem Schiebertum rein gehalten, dem Schreck aller vornehmen Badeorte und Hotels. Dabei war aber „Exzelsior" keineswegs langweilig; in der Saison spielte ein kleines, ausgesuchtes Orchester, einmal in der Woche trat ein berühmter Künstler im Konzertsaal auf und abends strahlte der Ballsaal meistens in stilvollem Festglanz.

Im „Excelsior" war es Sitte, sowohl in der Sommer- wie in der Wintersaison, daß man sich zu den Mahlzeiten nicht umzuziehen brauchte. Wer allein sein wollte, konnte für sich bleiben, und wer Bekanntschaften anzuknüpfen versuchte, fand reiche Gelegenheit. Das alles machte das Leben zwanglos.

Aber wie bereits gesagt, die Saison hatte noch nicht recht begonnen. Es war noch zeitig im Sommer, und die ungewöhnliche Kälte hatte viele Leute abgeschreckt. Der Hauptstamm der Gäste wurde darum von den alten Pensionären des Hotels gebildet, Leuten, die teils schon mehrere Jahre dort wohnten, Ausländer, die vom Weltkrieg unbarmherzig von ihrer Heimatstadt vertrieben worden waren und hier einen komfortablen Aufenthaltsort gefunden hatten. Dazwischen waren die Russen in der Mehrzahl, auch einige hochgestellte, die sich unter einem falschen Namen verbargen.

Wer um sieben Uhr zum Mittagessen den großen Speisesaal des Hotels betrat, empfing einen Eindruck von vornehmer, persönlicher, ja sogar familiärer Behaglichkeit. An einigen Tischen saßen ganze Familien und aßen, an anderen einsame Menschen, die das vortreffliche Diner genossen, von lautlosem, gutgeschultem Personal bedient. Die Wirtschaftsdame ging herum und gab acht, daß alles den Traditionen des Hauses gemäß verlief und die Weine auf würdige Art präsentiert wurden. Zum Mittagessen war Weinzwang. Die Bedienung war weiblich, schwarzgekleidete Mädchen, mit weißen Häubchen. Auch dies trug dazu bei, das Ganze weniger international raubgierig und dafür gemütlicher zu machen. Leute, die lieber in der Nervosität der modernen europäischen Hotelwelt atmeten, fanden vielleicht, daß das „Grand Hotel Excelsior" etwas nach Langeweile schmeckte, aber gerade diese Sorte Menschen war hier nicht gern gesehen; man wünschte nur solche Gäste aufzunehmen, die sich in dieser stilvollen und vornehmen Einfachheit wohl fühlten.

Unter den einsamen Gästen interessieren uns besonders zwei — die beiden, die an diesem Abend mit dem Hotelomnibus angekommen waren, der ältere Herr mit dem schwarzen Bart und die blasse, schwarzgekleidete Dame. Sie saßen weit auseinander, jeder an seinem Tisch, die Dame in der Nähe der Tür, und der Herr an der entgegengesetzten Wand. Der Herr hatte seltsamerweise mit dem Rücken gegen die übrige Gesellschaft Platz genommen. Dieser oder jener hatte ihm einen Blick zugeworfen und vielleicht bei sich gedacht: das scheint ein Künstler zu sein, vielleicht ein Virtuose, mit dem langen, lockigen Haar. Die Dame sah aus, als ob sie die Gouvernante eines der reichen Ausländer sein konnte oder eine junge Witwe, die Ruhe suchte. Die Wirtschaftsdame, das von allen geliebte Fräulein Schildknecht, hatte neben Dr. Arran Aufstellung genommen, weil sie stets aus gutem Herzen den neuen Gästen hilfreich zur Seite sein wollte.

Ob es nicht angenehmer sei, mit dem Gesicht zum Saal zu sitzen?

Dr. Arran aber schüttelte nur sein graues Haar. Und gleichzeitig lächelte er zu der Wirtschaftsdame auf, das heißt, es war nur wie ein Versuch zu lächeln, denn seine weißen Zähne schimmerten so grimmig durch den Bart, daß Fräulein Schildknecht verstummte. Darauf zeigte Dr. Arran mit der Hand auf den Wald, als ob er andeuten wollte, daß er sich wegen der schönen Aussicht so gesetzt habe, keineswegs um sein Gesicht vor den anderen Gästen zu verbergen. Der Wald war gerade jetzt besonders schön, die Tannen waren von Buchen umkränzt und das hellgrüne Buchenlaub hob sich wunderbar von dem Dunkelgrün der Tannen ab. Es war, als ob der Buchenwald allein von der Sonne bestrahlt sei, der Tannenwald aber im Schatten läge. Nach dem Mittagessen hatte Dr. Patrick Arran jene Unterhaltung mit dem Portier, auf die der Portier anfangs nicht weiter achtete, die ihm später durch den Gang der Ereignisse aber wieder ins Gedächtnis zurückgerufen wurde. Dr. Arran stand draußen auf dem freien Platz vorm Hotel und rauchte eine Zigarre, die er sich von seinem Zimmer geholt hatte. Dr. Arran zog mit Genuß die Luft ein, machte es nun das Aroma der feinen Havanna sein, die er liebevoll zwischen den Fingern drehte, oder der Duft des Sommers, der ihn entzückte. Der Portier ging zufällig vorbei und bemerkte: Schönes Wetter oder dergleichen, was ein Portier zu sagen pflegt, wenn das Wetter auch gar nicht schön ist. Und das gab die Einleitung zu dem Gespräch.

Dr. Arran verriet dabei ein auffallendes Interesse für den Ort und seine Lage. Er wollte nicht nur genaue Angaben über die Entfernung bis zum nächsten Dorf und die Ausdehnung des Hotelgrundstückes haben, sondern es interessierte ihn auch, wem die anstoßenden Grundstücke gehörten, wie groß der Wald sei und welche Wege hindurchführten, die Lage der Waldseen und ihre Tiefe, die Ausdehnung des Badestrandes und der Fischerei auf dem Meere. Nun, das war wohl das erklärliche Interesse des Sommergastes, der sich über die Gegend informieren wollte. Als er aber auch über den Meeresspiegel Bescheid wissen wollte und über die geologischen Verhältnisse des Bodens, da dachte der Portier bei sich: Jetzt fragt der Gelehrte, der Naturforscher. — Dann wieder wollte er Bescheid haben über Dinge, die das Hotel betrafen, die Lage der Zimmer und ihre Einrichtung, über das Personal und seine Tätigkeit und wie das Leben im Hotel sich abspielte, ja, er fragte sogar nach den privaten Verhältnissen des Besitzers. Jetzt fragt die allgemeine Neugierde, dachte der Portier bei sich, aber er antwortete bereitwillig, an solche Fragen war er gewöhnt, und Dr. Patrick Arran verließ ihn anscheinend befriedigt, nachdem der Portier ihm noch einen gedruckten Plan über das Hotel und die nächste Umgebung, auf dem er alles genau finden konnte, gegeben hatte. Diesen Plan aber steckte Dr. Arran in die Tasche, ohne einen Blick darauf zu werfen — seltsam.

Dr. Arran begab sich in die Halle, der Portier folgte ihm und glitt hinter sein Pult. Im Augenblick befand sich niemand anders in der Halle; aus den Gesellschaftsräumen klang gedämpftes Klavierspiel, die Gäste waren noch um die Kaffeetische versammelt. Da wandte Dr. Arran sich von neuem an den Portier.

„Eines möchte ich noch wissen", sagte er und gleichzeitig tat er einige tiefe Züge an seiner Zigarre; er hatte eine seltsame Art, sein Gesicht in Rauch einzuhüllen, so daß seine Züge ganz ausgewischt wurden und nur seine Augen scharf und leuchtend durch die blauen Streifen blickten, „ist hier im Hotel kürzlich etwas vorgefallen?"

„Was meinen Sie?" fragte der Portier.

„Ich bin nicht abergläubisch", antwortete Dr. Patrick Arran, „aber für fremde Umgebungen habe ich ein sehr feines Gefühl. Kürzlich kehrte ich in einem Hotel in Malmö ein. Man wies mir ein Zimmer an. Bereits in der Tür blieb

ich stehen und witterte. Ich weiß selbst nicht, was ich merkte, vielleicht war es nur ein stark wahrnehmbarer Geruch von Wäsche und Seife. Plötzlich aber sagte ich: In diesem Zimmer hat kürzlich ein Selbstmord stattgefunden. Und ich konnte dem Mann, der mich begleitete, ansehen, daß es stimmte."

„Hier bei uns ist nichts dergleichen vorgefallen", antwortete der Portier erstaunt, und dachte bei sich: Merkwürdig, so pflegen hysterische Frauenzimmer zu fragen. Der da sieht doch aus wie ein Mann.

Darauf zog Dr. Arran sich auf sein Zimmer zurück. Wo der Korridor mündete, begegnete er der schwarzgekleideten Dame. Sie grüßten sich nicht, der Portier aber hatte den bestimmten Eindruck, daß sie sich dennoch kannten. In dem großen Wandspiegel konnte er sehen, daß etwas wie ein heimliches Zeichen zwischen ihnen gewechselt wurde. Das aber gehört zu den Dingen, die ein richtiger Portier nur mit dem Unterbewußtsein erfaßt, ohne sich weiter dabei aufzuhalten. Und es war ein richtiger, ein feiner, ein europäischer Portier, der vollendet Deutsch, Französisch, Englisch sprach und die Finessen seines Faches in den großen Hotels der Hauptstädte gelernt hatte. Sein Name war Julius Petterson.

3.

Weder an diesem noch an dem folgenden Abend ereignete sich etwas Besonderes im Hotel. Überhaupt war es ein Ort, der zu vollkommen ereignislosen Tagen einlud. Jeder ging seinen eigenen Angelegenheiten nach. Die Gäste spazierten am Strande oder auf den Waldwegen und man traf sich bei den Mahlzeiten. Man kümmerte sich wenig umeinander, das war vielleicht der Hauptreiz des Badeplatzes. Darum achtete auch niemand darauf, daß der Naturforscher Dr. Arran einen Ausflug auf einem Fahrrad unternahm, das er beim Portier geliehen hatte. Es war am Tage nach seiner Ankunft. Der Portier schloß aus den Erkundigungen, die der Naturforscher eingezogen hatte, daß es seine Absicht war, die Wälder zu durchstreifen und die düsteren Waldseen aufzusuchen. Der Wald erstreckte sich meilenweit, er gehörte einem jener alten Geschlechter, die ihre Ehre darein setzen, ihn unberührt zu lassen. Hier und dort lagen Förstereien, und häufig begegneten den Spaziergängern ernste, einsame Männer mit Büchsen über der Schulter. Das waren Forstangestellte, die hinter Wilderern her waren. Die Gegend war sehr wildreich. Einmal im Jahre hielt der Besitzer eine Jagd ab, und dann hallte es durch die jahrhundertalten Stämme von Schüssen und Hundegebell wider. Sonst hatte jedermann freien Zutritt zum Walde, und in den abseits gelegenen Förstereien machte man sich ein kleines Geschäft daraus, Spaziergängern Erfrischungen vorzusetzen.

Offenbar hatte Dr. Arran sich gründlich im Walde umgesehen, denn er war zeitig am Morgen fortgefahren und kam erst am Nachmittag zurück. Der Portier meinte, es sei eine recht anstrengende Tour für den nicht mehr jungen Mann. Dr. Arran aber schien nicht im geringsten ermüdet. Einen einzigen kurzen Augenblick mußte der Portier denken, wie seltsam es sei, daß solch riesenstarker Mensch sich zu dem hysterischen Geschwätz von dem Selbstmörderzimmer herablassen konnte. Aber es war nur ein Augenblick, denn Julius Petterson war ein hervorragender Fachmann und dachte nur an seine Gäste, wenn es seine Pflicht war.

Es war auffallend, wie Dr. Arran während der ersten drei Tage fast ostentativ die übrigen Gäste mied; seine elastische Gestalt, sein intelligentes, geistvolles Gesicht und sein hübsches Haar hatten gewisses Aufsehen geweckt. Man interessierte sich plötzlich mehr für ihn als für die anderen Gäste und wunderte sich, daß er bei den Mahlzeiten immer mit dem Rücken zum Publikum saß. Man hielt ihn für einen interessanten Menschenfeind.

Plötzlich aber, am dritten Tage nach dem Diner, schien er den Entschluß gefaßt zu haben, sich unter die übrigen Badegäste zu mischen. Abends wurde immer in den großen Gesellschaftsräumen musiziert. An diesem Abend saß eine finnische Komtesse Pattkull am Flügel, und man hatte sich natürlich Sibelius' „Valse triste" vorspielen lassen. Als sie gerade die letzten verhauchenden Töne anschlug, stand e r — Dr. Arran — hinter ihrem Stuhl. Er machte ihr eine Verbeugung und lobte sie wegen ihres Spieles. Sie blickte verwirrt auf. Denn gerade sie hatte zu den Damen gehört, die ihn mit einem Interesse umfaßten — und plötzlich stand er hinter ihr, wie gewöhnlich in Zigarrenrauch eingehüllt, und lächelte. Sein Lächeln bestand fast nur aus Zähnen, diesen weißen, unheimlichen Zähnen hinter dem Seidenbart. Bald war er an einer lebhaften Unterhaltung beteiligt, nicht nur mit Gräfin Pattkull, sondern auch mit einigen anderen jungen, hübschen, sommerlich gekleideten Damen, die sich umschlungen hielten und neugierig und dennoch etwas scheu den menschenfeindlichen Fremden betrachteten, der wirklich etwas von einer Romanfigur an sich hatte.

Wovon wurde gesprochen? Er führte fast die ganze Zeit die Unterhaltung, aber gejagt und nervös, mit einer geistvollen und paradoxen Sprunghaftigkeit, so daß nicht nur die Worte, sondern auch die Form, der Klang, ein gewisser Unterton in seiner Unterhaltung wirkten. Wenn die Damen sich später dieser Episode erinnerten, war es mit einer gewissen unheimlichen Empfindung. Er hatte von besonderer Art Musik gesprochen, die unheimlich auf das menschliche Gemüt einwirkt und gewisse Verstimmungen hervorruft. Er meinte zum Beispiel, daß einzelne Takte des „Valse triste" diese Eigenschaften hätten. Er erinnerte sich auch einer anderen Melodie, die in noch stärkerem Grade auf das Unterbewußtsein der Menschen wirkte. Massenets „Therese", das kleine Menuett, das eine Szene in einem Ballsaal Louis XVI. schildert, wo die Fensterrahmen Schatten auf den Parkettboden werfen, wie eine Guillotine, und das Adelsfräulein mit einem roten Blutring um den Hals tanzt. Ob sie es hören wollten?

Und damit hatte er sich an den Flügel gesetzt und den staunenden Damen das Menuett vorgespielt. Er spielte mit einem spröden, zarten Spinettklang, daß es den Lauschenden war. als sähen sie in der Dämmerung einer vergangenen Zeit, mit gelblich erleuchteten Fensterreihen, auf denen sich schwarze Schatten bewegten. Er spielte wie ein Künstler. Plötzlich aber sah er von den Tasten auf, lächelte wieder mit seinen feuchtglänzenden, weißen Zähnen und ging zu einem ganz sinnlosen, häßlichen und falschen Hopsa über, einer Art Negertanz, bis er plötzlich aufsprang.

Es war, als ob er mit der Stimmung spielen wollte, er hatte ein gewisses Gefühl bei seinen Zuhörern hervorgebracht, es brutal unterbrochen und wollte es jetzt wieder anknüpfen.

Er wandte sich zu den großen Fenstern und sagte, indem er mit einer Handbewegung auf die Landschaft wies:

„Gefühl für Musik ist in tieferem Sinn nichts anderes als Gefühl für Natur, Musik enthält nur einen Bruchteil jener Mystik, die aus der stummen Sprache der Natur redet. Die Natur ist ewig und umfaßt alles. Mit Natur meine ich nicht nur Wald und Fruchtbarkeit und alles Lebende, sondern auch tote Dinge, Wasser, Eisenbahnschienen, eine weiße Landstraße, ein Haus. Durch eine zufällige Zusammenstellung von Licht und Schatten kann eine Landschaft tiefsinniger als irgendwelche Musik, ahnungsvoll in das Unterbewußtsein eingreifen. Ich kann eines Abends an einem Hause vorbeigehen und aus den dunklen Fensteröffnungen die feste Überzeugung empfangen, daß dies Haus bald von Feuer zerstört werden wird. Durch eine bestimmte Wolkenbildung, eine seltsame Brechung von Licht und Schatten kann eine Landschaft mir die Vorausahnung eines Unglücks geben. Die Natur ist zeitlos und gehört ebenso der Gegenwart wie der Zukunft. Sehen Sie zum Beispiel jene düstere, schwermütige Strandlinie dort unten. Und den Himmel. Er ist nicht einmal vonWolken überzogen, sondern nur wie eine graue, unbewegliche Masse. Das Meer spiegelt ihn nicht mehr, liegt nur ausdruckslos und wie beschwert da. Der Wald verbirgt seine Farben, ist mit Dämmerung vollgesogen — und hier dicht neben uns, das große, sorgenvoll brütende Dach des Hotels! Für mich ist diese Stunde wie die Strophe einer rätselhaften Musik, in einer solchen Stunde kommt mir die Vorahnung von etwas Schrecklichem, Mord oder Selbstmord oder was weiß ich."

Eine der jungen Damen lachte laut und gekünstelt, wie Kinder nach einer Gespenstergeschichte zu lachen pflegen.

„Unglücksrabe", rief sie.

„Meinetwegen", sagte Dr. Arran, „aber denken Sie an meine Worte." Er sah zur Decke und nickte geistesabwesend. „Denken Sie daran", wiederholte er.

Worauf er sich noch mehr in Zigarrenrauch einhüllte und hinausging.

„Poseur", murmelte Komtesse Pattkull, die gern Weltdame sein wollte, innerlich aber war sie doch unsicher.

„Komtesse Pattkull hat ganz recht", sagte ein Herr, der der Unterhaltung zum Schluß beigewohnt hatte, „ein ausgesprochener Poseurtyp. Und mir ist, als ob ich ihm schon früher begegnet bin."

Dieser Herr hieß von Bratsberg, Oberst a. D., eine stattliche ältere Erscheinung, mit gerötetem Gesicht, weißem Bart und sorgfältig frisiertem Haar.

„Wo? Wo?" fragten die Damen neugierig.

„Ja, wo! Darauf besinne ich mich die ganze Zeit vergeblich."

Der Oberst klopfte sich mit dem Finger auf die Stirn, aber diskret und vorsichtig, als ob er an etwas Kostbarem rührte.

„Ich bin ihm begegnet, wahrscheinlich auf einer meiner Reisen", fuhr er fort, „und mir ist, als ob es in irgendeiner unangenehmen Situation war."

„Also ist auch das nur eine Ahnung", sagte Komtesse Pattkull neckend. „Warten wir bis das Wetter besser wird, dann wird vielleicht auch die Situation klarer."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Ernten.

Die Ernte ist der Höhepunkt im Leben des Landmannes. Wohl ist's eine schwere Zeit voll Hitze und Schweiß, aber es liegt etwas Feierliches darüber. Das Ernten bleibt nicht dasselbe, es ändert sich mit der Bewirtschaftungsweise. In den Zeiten der intensiven Wirtschaften verläuft es anders als in der Fruchtfolge der Dreifelderwirtschaft. Es ist nicht ohne Reiz, unsere Vorfahren im Netzegau um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beim Ernten zu beobachten.

Zuerst kommt die Heuernte heran. Die Wiesen liegen an der Netze. Das ist über eine Meile Sandweg durch den Wald. Jeder bestellt soviel Einwohner und Nachbarn, daß er sein Gras an einem Tage „abkriegt". Da wird der Kober aus Spliſſen tüchtig mit Brot, gekochten Eiern, Speck und „Iggepann" (Rührei mit Speck), den „Kornus" (Kornbranntwein) nicht zu vergessen, vollgepfropft. Wenn die Wiese abgemäht ist, haben oft die Männer auch „tüchtig einen im Kragen", und auf dem Nachhausewege singen und gröhlen sie alte Soldatenlieder. Nach einigen Tagen muß das Heu gewendet und, wenn es trocken ist, zusammengebracht werden. Da müssen die Mädchen gar früh aufstehen. Gefahren wird nicht, und die Sonne soll an der Netze auch noch nicht sehr hoch stehen. Aber das ist für alle eine Freude. An der Netze gibt es etwas zu sehen, Flöße, „Schuten" (Lastkähne), teils vom Segel getrieben, teils von Männern gezogen. Und in der Heuernte machen sich die Mädchen „fein" und binden ein frisch gemangeltes Sonnentuch über. Es wird fleißig gearbeitet. Das Heu wird zunächst in „Hucken" zusammengebracht. Diese Hucken werden auf zwei Stangen zur „Haufenstelle" getragen. Das sind die höchsten Stellen der Wiese. Sehr oft haben die Mäher beim Mähen im Wasser gestanden, und das Gras hat auf diese hohen Stellen zum Trocknen gebracht werden müssen. Dann wird eine lange Stange im Boden aufgerichtet und im Umkreise „Tanger" (Kiefernäste) gelegt, um die Bodenfeuchtigkeit abzuhalten. Um diese Stange wird „gehäuft". Nicht jeder versteht das Häufen. Oft wird der Haufen schief oder wird vom Winde sogar umgeworfen. Ist alles schon vor dem Abend fertig, dann hilft man beim Nachbarn. Und abends gehen alle zusammen nach Hause, d. h. die Alten und Jungen in Abständen. Das ist ein „Juchen" und Lachen, wenn die Mädchen durch die Lake waten müssen, und das Wasser über die Knie reicht. Unterwegs schallen munter die alten Volkslieder durch den Wald.

Darauf geht es in die Roggenernte. Da heißt es tüchtig die Sense klopfen. Ehe der erste Sensenhieb getan wird, spricht der Bauer: „Jap, leiw Gott!" Auf der letzten Fuhre, die in die Scheune eingefahren wird, wird der „Alte", ein vollständig bekleideter Strohmann, mitgebracht. Von den Mädchen des Schulzengutes wird er auch feierlich getragen. Dann wird „Augstköst" gehalten, es gibt ein reichliches Abendbrot und einen guten Tropfen, und auf dem Hofe wird nach „Kammusik" getanzt. Auf dem Schulzengut wird großes Erntefest gehalten.

Dann klappern in den Scheunen die Flegel zu zweien, dreien und vieren. Ist der Roggen im Winde geworfelt, dann geht's zur Wassermühle. Ein jeder muß sich das Mehl selber mahlen und erkundigt sich vorher, wann er kommen kann. Am Mittwoch und Sonnabend wird Gerstgrütze gemahlen. Meist fahren mehrere zusammen, damit sie, zumal in der Nacht, Gesellschaft haben. Kurz vor Weihnachten fahren die Bauern nach der Mühle, um Hirse zu mahlen. Da sitzen sie in der Nacht vor dem „Schweif" (Kamin) und wärmen sich an dem lustigen Feuer, zu dem sie im Walde nach altverbrieftem Rechte die „Fichten" holen. Bei dem ersten Backen „vom neuen Roggen" wird ein halbmondförmiges, mit Kirschen belegtes Gebäck, „Krummmauog"[1]), zur Freude der Kinder gebacken.

Nun bekommen die Frauen ihre besondere Arbeit. Der Flachs ist reif. Auf einem Stück Land abseits vom Wege, damit das Vieh keinen Schaden tun kann, gegen ½ Morgen groß, hat der Bauer im Mai mit einem „Jap, leiw Gott" einen Scheffel Leinsamen ausgestreut. Die Frauen haben fleißig „gewietet" (gejätet). Vor der Roggenernte blüht der Flachs; das ist ein liebliches Bild. Während der Ernte sind die Früchte, die Knutten[2]) gelb geworden. Nun wird der Flachs „gepflückt", d. h. aus dem Erdboden gerissen und, in große Bunde gebunden, auf die Tenne gefahren. Hier ist querüber ein „Baum" gelegt, auf dem eiserne Kämme befestigt sind. Durch die Zähne dieser Kämme wird eine Handvoll Flachs nach der anderen mehrmals gezogen, so daß die „Knutten" alle abgerissen werden. Dann wird der Flachs in kleine Bündchen gebunden und in einem Tümpel, mit Erde und Steinen bedeckt, „gerottet". Nach einer Woche sind die Flachsstengel mürbe, der Flachs wird aus dem Wasser gezogen und auf einem Stoppelfelde ausgebreitet. Die Frauen müssen ihn öfters wenden. Nach ungefähr vier Wochen lassen sich die Fasern lösen. Der Flachs wird in den Backofen, gleich nachdem das Brot „ausgekrückt" ist, zum Trocknen gesetzt. Nun muß sich der erwachsene Sohn oder der Knecht Kameraden zum „Bauken"[3]) bestellen. Der Flachs wird von dem „Ofenköter", einem Jungen, der in dem warmen Ofen behaglich klug reden kann, nach Bedarf herausgeworfen. Jeder der jungen Burschen sitzt vor einem großen Feldstein, auf den er das Bündelchen Flachs legt und mit dem Baukholz schlägt, bis die Holzteile sich von den Fasern gelöst haben. Dabei plaudern die „Bauker" munter und — laut. Wegen der Feuergefahr darf aber nicht geraucht werden. Es werden darum auch nur helle Mondscheinabende zum „Bauken" gewählt. Ganz eigenartig — dieses dumpfe Bauken an stillen Mondscheinabenden von den einzelnen Höfen her! Nach getaner Arbeit gibt's in der Stube ein Butterbrot und einen „Branntwein".

Unterdessen ist aber der Tabak reif geworden. Die Blätter werden abgebrochen, in Strohbände gebunden und nach Hause gefahren. Hier werden sie „aufgezogen". Durch die Mittelrippe des Blattes wird mit einer etwa 40 Zentimeter langen Nadel eine Schnur gezogen. Es ist nach Ägiden, also September, das Tabakaufziehen kann nur am Abend vor sich gehen. Bei Tage ist in Floth „Nachhen gemacht" worden. Aber das hilft alles nichts, am Abend muß jedes Familienglied 30 Schnüre, der „Bengel" und das „Mädchen" je 10 aufziehen. Am Sonnabend und Sonntag wird nichts getan. Dafür wird aber am Montag schon um 1 Uhr aufgestanden und bis zum Morgen aufgezogen. Der Tabak würde sonst „gelb" werden, und am Tage ist andere Arbeit. Die Tabakschnüre werden sogleich in den „Rüstungen" aufgehängt, das dauert meist bis Mitternacht. Die Rüstungen befinden sich auf dem Hausboden und unter dem Scheunendach. Da sind über die Balken Latten in gewissem Abstande gelegt, die sind mit kleinen Holzspeilen besteckt, an denen die Schnüre befestigt werden. Der Tabak darf nicht zu dicht aufgehängt werden, sonst bekommt er, besonders bei feuchter Witterung, den „Brand".

Während der Kartoffelernte ist alles auf dem Felde und das Dorf wie ausgestorben.

Der gebaukte Flachs wird auch nicht lange liegen gelassen, er wird „geschwungen". Die Frauen und Mädchen sitzen schon vor Tagesanbruch vor dem „Schwingblock", einem in dickem Fuße aufrecht stehenden, ungefähr ¾ Meter hohen, oben geschärften buchenen Brett, halten darüber eine Handvoll Flachs und schlagen mit der „Schwinge", einem ½ Meter langen dünnen, mit einem Griff versehenen Brettchen, schnell darauf, drehen und wenden und schlagen so lange, bis die Holzteile abgefallen sind. Nach dem Schwingen wird gehechelt. Der Flachs wird durch zwei Bürsten, die statt der Haare scharfe eiserne Nägel haben, eine gröbere und eine feinere, gezogen. Das Abgehechelte ist Werg oder Hede, und zwar gröbere und feinere, und in der Hand behält man den feinen Flachs. Der wird kunstvoll in „Knocken" geflochten, während die Hede zu einem „Dung", einem länglichen Wuste, gewickelt wird. Nun ist alles zum Spinnen bereit.

Fr. Just.

[1]) Kleines Mondchen. [2]) Vgl. Knoten. [3]) Vgl. pauken.



Kleine Rundschau-Ecke



* **Wunder der Radiotelephonie.** Wie die Polnische Telegraphen-Agentur aus Rom meldet, hielt dort gestern Marconi im Kapitol einen Vortrag, in welchem er seine neuen Erfahrungen auf dem Gebiete der Radiotelephonie darlegte. U. a. stellte Marconi fest, daß in den Morgenstunden die Wellen zwischen England und Australien durch den Atlantischen und den Stillen Ozean in westlicher Richtung den längsten Weg zurücklegen, der 22 000 Kilometer mißt. Abends bewegen sich dagegen die Wellen in östlicher Richtung über Europa und Asien auf dem kürzesten Wege, d. s. 17 000 Kilometer. Auf Grund dieser Beobachtungen sprach Marconi im Mai von Poldhu nach Australien. Seine Worte wurden ganz deutlich vernommen, trotz der bescheidenen Energie des Apparates, die 28 Kilowatt betrug. Dank dieser Entdeckung wird man die Leistungsfähigkeit der Radiotelephonie noch ganz bedeutend erhöhen. Im Juni stellte Marconi Versuche zwischen Europa und Argentinien an und erlangte die Gewißheit, daß man mit Hilfe kleiner Stationen mit den entferntesten Teilen der Welt sich unterhalten kann.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.